SPIELEN UND LERNEN

Meine erste frühkindliche Erinnerung lässt Weihnachten 1929 vor meinem geistigen Auge erstehen. Der kerzenbeleuchtete Christbaum und die Geschenke sowie die sichtbare Freude der Eltern, waren ein ins Bewusstsein dringendes Erlebnis. Andere Erlebnisse um diese Zeit haben keinen erinnernswerten Eindruck auf mein Gemüt gemacht . Dies ist umso erstaunlicher, weil wenige Tage zuvor Marianne zur Welt gekommen ist, was ich nur vom Kalender, aber nicht von den damaligen Vorgängen weiß. Das Bild dieses Weihnachtsabends aber, im Schlafzimmer mit dem warmen Ofen und den Sternspritzern, habe ich noch immer vor Augen.

Von meinem Geburtsort Dienten weiß ich nur das, was ich als Erwachsener bei den vielen Besuchen des aufstrebenden Tourismusortes gesehen und erfahren habe. Von den Erzählungen der Mutter hat mich stets beeindruckt, wenn sie vom weiten beschwerlichen Weg berichtete, der sommers und winters zurückzulegen war, um mit mir und meinem Bruder Pepi den Arzt in Lend aufzusuchen. Weite Strecken auf sich zu nehmen, wenn auch ohne Kinder, war sie gewohnt, weil die Entfernung von Hüttschlag, wo der Vater zuvor Lehrer war, nach St. Johann ebenfalls eine Tagreise in Anspruch nahm. Hüttschlag war nicht der erste Dienstort des Vaters. Im Sommer 1920 legte er an der Lehrerbildungsanstalt in Salzburg die Matura mit Vorzug ab. Die schriftlichen Maturaarbeiten in Deutsch und Mathematik sind noch erhalten. In bester Kurrentschrift mit Haar- und Schattenstrichen nahm er sich des Themas „Lehrerpersönlichkeit und -methode" an. Diese Arbeit wurde mit „Lobenswert" beurteilt. Dieselbe Beurteilung wurde auch der Mathematikarbeit zuteil, obwohl bei der vierten, der letzten Aufgabe, der Weg zur Lösung bloß angedeutet war. Wahrscheinlich reichte die Zeit nicht mehr. Während des Studiums dürfte er in die Studentenverbindung „Almgau" eingetreten sein, denn 1920 scheint er in den schriftlichen Unterlagen als Charge „Albert Steidl von Winfried" auf. Dieser Verbindung gehörten unter anderem die späteren Landeshauptleute Adolf Schemel und Josef Rehrl, auch Domdechant Daniel Etter an.

Junglehrer wurden in den ersten Dienstjahren vielfach als Aushilfen und Einspringer eingesetzt, wobei die „Vorzugsmaturanten" gerne in anspruchsvolle Kleinschulen geschickt wurden, in denen sie mehrere Schulstufen in einer Klasse zu unterrichten hatten.

Die Dienstorte beschränkten sich nicht auf das Land Salzburg. Vater kam sogar bis ins Ötztal. Er unterrichtete auch in Fieberbrunn. Dort lernte er unsere Mutter kennen, die im elterlichen Gasthof arbeitete. Andeutungen ist zu entnehmen, dass er zwischen meiner Mutter und der ein paar Jahre jüngeren Tante Anna schwankte, sich aber dann doch für die „Burgl" entschied. 1925 wurde geheiratet. Tante Anna übernahm in späteren Jahren die Patenschaft bei der Taufe von mehreren Kindern.

Obwohl in das dörfliche Geschehen in Dienten gut integriert, unter anderem war er Gründungsmitglied und Kassier der örtlichen Raiffeisenkasse, bewarb sich Vater um die Leiterstelle der zweiklassigen Volksschule in Hütten bei Leogang. Diese wurde ihm zugesprochen.

Im Erdgeschoss der Volksschule Hütten (damals ohne Balkon), ging man von der Eingangstüre in das Vorhaus. Nach dem Eingang befand sich rechterhand die Küche. Sie war Arbeitsraum der Mutter und Aufenthaltsraum von uns Kindern. Daran schloss sich das sogenannte Schreibzimmer, der Arbeitsraum des Vaters. Dahinter war die minimal unterkellerte Speis, wo die Lebensmittelvorräte aufbewahrt wurden.

Links vom Eingang war das große Schlafzimmer und gegenüber der Speis, mit dem Eingang unterhalb der Stiege, eine Art Abstellkammer, in die später wegen der steigenden Kinderzahl und der immer stärkeren räumlichen Beengtheit ein Bett hineingestellt wurde. An das Haus schloss sich westlich ein kleiner Anbau an, in dem sich die Aborte befanden. Eine kleine, aus Holz gezimmerte Hütte war an das Haus angebaut.

Im ersten Stock befand sich gleich nach dem Stiegenaufgang links die zweite Klasse, in der die vierte bis achte Schulstufe unterrichtet wurde. Diese Klasse nahm die ganze südliche Hauslänge in Anspruch. Rechts war das sogenannte Mesnerzimmer, in dem die Utensilien (Kelch, Wasser- und Weinkrügerl etc.) für die wöchentliche Messe in der Hüttkapelle, auch die Gewänder für die monatliche Sonntagsmesse, aufbewahrt wurden. Das Betreten des Mesnerzimmers durch uns Kinder war unerwünscht. Den Grund erfuhren wir, als der fünfjährige Theo allein im Mesnerzimmer am Boden inmitten von Hostien saß. Aus Neugierde hatte er das Ziborium geöffnet und die Hostien auf dem Boden verstreut. Mit nicht geweihten Fingern die Hostien anzugreifen, war, das wussten wir aus dem Religionsunterricht, ein Sakrileg. Wir konnten aber nicht warten bis der Kooperator zum Einkleiden für den Gottesdienst erscheinen würde. Wir sammelten die Hostien mit gemischten Gefühlen in das dafür vorgesehene, von Theo geöffnete Gefäß.

Im Raum neben dem Mesnerzimmer war die erste Klasse mit den Schulstufen eins bis drei untergebracht. Er hatte eine quadratische Form und war flächenmäßig um ca. ein Drittel kleiner als die zweite Klasse.

An der Ostseite des Dachbodens befand sich ein ca. 12 Quadratmeter großer Raum, der als Zimmer für die Lehrerinnen diente. Bei unserem Einzug in Hütten bewohnte ihn die Lehrerin mit ihrem unehelichen sechsjährigen Sohn Heini.

Um 8.00 Uhr begann der Unterricht. Wegen der zum Teil weiten Schulwege und weil diese Wege sich nicht immer im gleichen Zustand befanden, trafen die Schüler von 7.15 bis 8.00 Uhr unregelmäßig ein. Jedenfalls war ab 7.15 Uhr Unruhe im Haus, die bis 15.00 Uhr, in manchen Fällen bis 16.00 Uhr andauerte. Die Mittagspause war von 11.00 bis 12.00 Uhr vorgesehen und wurde von den Schülern für diverse Freizeitaktivitäten genutzt. Im Frühjahr und Herbst wurde am Spielplatz, westlich des Hüttwirtfeldes, Völkerball gespielt. Oft aber wurden die Höhlen und Gruben unterhalb des Burgsteinpalfens, sowie die Felsen und Bäume für verschiedene Versteck- und Fangspiele genutzt. Kaum ertönte der erste Ton der Mittagsglocke, rasten wir los, flogen mehr als wir liefen über Vorderfeld und Bäckenrain und saßen beim letzten Schlag der Glocke brav in den Bänken. Der Winter brachte Erschwernisse und Freuden zugleich. Es kam immer wieder vor, dass nach starken Neuschneefällen die Schüler sich selbst den Weg zur Schule bahnen mussten und natürlich nicht pünktlich ankommen oder überhaupt nicht kommen konnten. Wenn

sie dann durchfroren und nach Regenfällen durchnässt in die Klasse kamen, konnten sie an einer Aufhängevorrichtung rund um den Ofen ihre Handschuhe, Mützen und Schuhe für den Heimweg trocknen.

Nach dem Unterricht zog die Klasse geschlossen in Zweierreihen vor das Gartentürl, sagte gemeinsam „Grüß Gott" und verstreute sich in alle Himmelsrichtungen.

Die Schüler der zweiten Klasse konnten den Heimweg völlig unbeschwert antreten, denn sie hatten nur dreimal im Jahr eine Schultasche nach Hause zu schleppen: Zu Weihnachten, zu Ostern und zu den Ferien. Der Grund: Es gab keine Hausaufgaben. Vater hatte das Prinzip, den Schülern die gesamten Lehrinhalte mit Wissen und Können im Unterricht zu vermitteln. Fünf Schulstufen in einer Klasse zu unterrichten, ist an sich eine Herkulesarbeit. Da bedurfte es einer gründlichen Vorbereitung, für die er neben der Verbesserung der Schularbeiten jeden Nachmittag mehrere Stunden aufwandte. Zudem war er ein ungewöhnlich begabter Pädagoge, der seine Schüler nicht mit lexikalischem Wissen vollstopfte, sondern ihnen jenes bleibende Grundwissen vermittelte, auf dem sie später selbstständig weiterbauen konnten. Ich habe ihn auch als Fachlehrer an der Hauptschule Saalfelden erlebt und kann rückblickend behaupten, mich an keinen besseren Pädagogen in meinem Schülerleben zu erinnern. Neben seinen didaktischen Fähigkeiten hatte er die Gabe, Begeisterung und persönliche Anteilnahme zu wecken, sodass man manchmal das Ende der Stunde bedauerte. Noch Jahrzehnte später haben mir seine Schüler bestätigt, nicht nur gerne in seinem Unterricht gewesen zu sein, sondern auch viel und Bleibendes gelernt zu haben.

Ich habe von diesem Unterricht sehr profitiert. Wenn beispielsweise der Lehrstoff für eine höhere Schulstufe durchgearbeitet wurde, bekamen die anderen Schulstufen eine sogenannte Stillarbeit. Da ich leicht lernte, war ich mit der Stillarbeit meistens vorzeitig fertig und konnte so mitverfolgen, was den Schülern der höheren Stufen beigebracht wurde. So konnte ich mir ein Wissen aneignen, dass weit über die vierte Schulstufe hinausging, was mir beim Besuch der Hauptschule sehr geholfen hat. Die wenigen aus der Volksschule Hütten, die sich den Hauptschulbesuch leisten konnten, haben dort durchwegs hervorragende Zeugnisse bekommen.

Eine Schulnote des Vaters hat mich jahrelang gekränkt. Mein Lieblingsgegenstand war Geschichte, die der Vater so lebendig vortragen konnte, dass man die Geschehnisse fast körperlich vor Augen hatte. Darüber hinaus habe ich auch viel gelesen, sodass ich in Geschichte bewandert war wie keiner meiner Mitschüler. Ausgerechnet in Geschichte stand im Zeugnis ein „Zweier". Ich verstand schon, dass der Vater jeden Anschein einer Bevorzugung vermeiden musste und deshalb kompensatorisch bewusst eine schlechtere Note gab. Aber musste es unbedingt in Geschichte sein? Später glaube ich die dahinter stehende Überlegung besser begriffen zu haben. Hätte ich in einem anderen Gegenstand eine schlechtere Note als mir zustand bekommen, hätte man sie als verdient bezeichnen können. In Geschichte, das wussten alle, war ich einfach der Beste und ein „Zweier" in diesem Gegenstand konnte nur als Vorbeugung von jeglicher Mutmaßung über Bevorzugung gesehen werden. Aber geschmerzt hat mich diese Note schon.

In der ersten Klasse bei Fräulein Bergles lernten wir Buchstaben und Ziffern kennen und damit umzugehen. Das Werkzeug dazu bestand aus der Schiefertafel, dem Griffel und nicht zu vergessen dem Schwamm, um die Tafel

wieder sauber zu kriegen. Das Rechen- und Lesebuch war bunt illustriert und vervollständigte unsere schulische Ausrüstung. Wurde der Griffel nicht richtig gehalten oder zu sehr angedrückt, gab es einen schrillen Ton, der aber nicht das einzige unerwünschte Geräusch während des Unterrichts war. Denn immer wieder mussten wir ermahnt werden, nicht zu schwätzen. Der gemeinsame Unterricht von Buben und Mädchen war selbstverständlich. Mag sein, dass in dieser frühesten Jugend die eine oder andere spätere Beziehung hier angebahnt worden war. Mir hat insbesondere „Sattler Anna" (Aberger) gut gefallen. Sie hat es aber bis zu ihrem frühen Krebstod mit 42 Jahren nie erfahren. Religion unterrichtete in der ersten Klasse der schon ältere Pfarrer Peter Gassner, der, wie damals üblich, das Schreckgespenst von Hölle und Fegefeuer in das Herz von uns Kindern pflanzte. Zwei Beispiele, die er uns erzählte, gaben mir jahrelang zu denken. Das eine betraf einen schwerkranken Knecht, dem er die Sterbesakramente bringen wollte.

Der vermutlich krebsleidende Knecht krümmte sich in einer Ecke vor Schmerzen und nahm die Sakramente nicht entgegen, oder konnte sie gar nicht mehr entgegennehmen. Dieser Mann, so der an sich gütige Pfarrer, komme in die Hölle. Ich aber dachte mir, wenn der Mensch so irrsinnige Schmerzen hat und vielleicht gar nicht mehr klar denken kann, wieso müsse er dann in Ewigkeit in der Hölle schmoren? Das zweite Beispiel betraf ein neugeborenes Kind, das vor der Taufe stirbt und nicht in den Himmel kommen kann. Was, so überlegte ich, kann das Neugeborene dafür, wenn es nicht rechtzeitig getauft wird? Ich hatte dabei die Rastbodenbauern vor Augen, die oft tagelang eingeschneit waren und nicht ins Tal kommen konnten. Deshalb habe ich diese priesterlich angebotene Lehrmeinung nie voll akzeptiert.

Wichtig war die Vorbereitung auf die erste Beichte und die Kommunion. Ein mögliches sündhaftes Verhalten insbesondere beim sechsten Gebot wurde in einen Nebel von Andeutungen und Vermutungen gehüllt, dass man mehr ahnen musste als man wissen konnte. Zum Beichten mussten wir am Nachmittag in die Pfarrkirche nach Leogang kommen, am nächsten Tag morgens nüchtern zur Kommunion. Das Gefühl nach der ersten Beichte weiß ich noch. Als ich aus der Kirche kam, fühlte ich mich so leicht, dass ich glaubte, wie ein Vogel fliegen zu können. In späteren Jahren erfolgten Beichte und Kommunion bei der Frühmesse. Anschließend durften wir uns beim Bäckerwirt ein Lüngerl (Beuschl) mit Semmel kaufen, materiell besser Gestellte konnten sich ein Paar Würstel und gelegentlich noch ein Kracherl genehmigen.

Am meisten Buße haben bei diesen Beichtvorgängen die Beichtväter getan. Diese persönlichen Beichten bestanden darin, stundenlang wie in einem Käfig, Beichtstuhl genannt, mit wenig Luftaustausch zu sitzen, bei nicht immer gutem Atem der Beichtenden. Dabei gab es im Großen und Ganzen immer die gleichen Schuldbekenntnisse und die darauffolgenden, auch nicht sehr abwechslungsreichen Belehrungen.

Da ich zusammen mit meinem am selben Tag geborenen Freund Bayer Franz Ministrant in Hütten wurde, hatte ich natürlich mit Pfarrer und Kooperatoren mehr zu tun. So mussten wir sie zum Gottesdienst anziehen, die diversen Behelfe herrichten und schließlich den Zelebranten assistieren, einschließlich der lateinischen Gebete, die wir

auswendig zu lernen hatten. Wenn wir, der Geistliche und ich, einen Versehgang machten, also den Leuten, denen es schlecht ging oder deren Tod zu erwarten war, die letzte Ölung brachten, hatte ich dem geistlichen Herren voranzugehen. Sobald wir in die Nähe von Leuten kamen, hatte ich mit einem Glöcklein zu läuten, worauf sich die Leute niederknieten und vom Pfarrer oder Kooperator mit einem Kreuzzeichen gesegnet wurden.

Apropos Kooperatoren: Zu den Wochentagsmessen am Dienstag kam fast immer der Kooperator. Bevor er nach dem Gottesdienst mit dem Unterricht begann, wollte er, nüchtern wie er war, frühstücken. Dafür war für 1,50 Schilling unsere Mutter zuständig. Zum Kaffee kamen zwei Semmeln, Butter und Marmelade. Diese Köstlichkeiten waren uns, soweit es den Konsum betrifft, weitgehend unbekannt und so hofften wir jedes Mal inständig, er möge nicht alles essen, sondern etwas übriglassen. Leider waren die jungen Kooperatoren fast immer mit einem gesegneten Appetit ausgestattet und so blieben für uns nur Brösel und leere Teller.

Beim monatlichen Sonntagsgottesdienst in der St. Anna Kapelle spielte unser Vater auf der Empore das Harmonium und unsere Mutter sang dazu.

Öffentlich vorbetend war ich auch tätig. Im Mai wurde bei der täglichen Maiandacht der freudenreiche Rosenkranz gebetet. War es 1937 oder 1938, fehlte der Vorbeter, meistens eine Frau. Höck Leo und ich wurden gebeten, einzuspringen. Wir taten dies von der Empore aus mit der nötigen Disziplin, wenn auch ab und zu mit fehlender Andacht. Wir trieben Blödsinn insofern, als wir uns zwischendurch Sachen erzählten, die uns so zum Lachen brachten, dass wir größte Mühe hatten, es die Mitbetenden nicht merken zu lassen. Freilich betete einige Male nur einer vor, weil sich der andere vom Lachen noch nicht beruhigt hatte. Dass jeder von uns bei der letzten Maiandacht von der Wofenmutter (Riedlsperger) 50 Groschen bekam, haben wir ihr nie vergessen.

Auch als Nachbeter fehlte es manchmal, bei Kindern verständlich und verzeihlich, an Ernst. So als die Unterrastbodenmutter mit ihren noch nicht schulpflichtigen Zwillingen Wast und Sepp die Maiandacht am Sonntag besuchte. Vormittag war sie mit ihnen beim Pfarrgottesdienst in Leogang, am Heimweg machte sie bei ihren Verwandten beim Pumperhäusl (Poiger) Halt und kam schließlich am Abend zur Maiandacht. Die beiden Buben waren vom weiten Weg total übermüdet und schliefen während des Betens ein. Dabei fiel einer von der Bank auf den Boden, wobei er kaum wach wurde. Für uns war dieser Vorfall die größte Gaudi, und wir konnten uns noch tagelang darüber amüsieren.

Dieser Lockerheit und natürlichen Freude stand ein fast übertriebenes Pflichtbewusstsein gegenüber. Ein Kooperator studierte im Winter 1936/37 ein patriotisches Theaterstück ein, das die Hebung des Österreichbewusstseins zum Ziele hatte. Die Hauptrollen spielten Hans Schwabl und Maridl Schwaiger, die damals als Liebespaar galten. Die übrigen Darsteller mussten je ein Bundesland repräsentieren. Ich war mit Hirschbichler Maridl, nachmalige Stockingbäuerin, ausersehen, Wien zu vertreten. Meine Rolle als stücktragend zu bezeichnen, wäre übertrieben. Mein Beitrag war: „Ich bin ein Wiener Bub", worauf Maridl ergänzte: „Und ich ein Wiener Mädl" und wir dann gemeinsam schlossen: „Wir wollen nicht fehlen, wenn die anderen alle da." Und für diesen läppischen Beitrag ging

ich zweimal in der Woche nach Leogang, immerhin acht Kilometer hin und zurück, zur abendlichen, fast nächtlichen Probe. Schon beim Weggehen war es finster, und auf dem Heimweg herrschten nicht nur tiefste Dunkelheit, sondern mehrmals auch Schneesturm und Verwehungen. Wenigstens der Spielleiter hätte mich ausdrücklich gelegentlich von dieser Pflicht entbinden sollen.

Der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes war selbstverständlich - natürlich immer zu Fuß -Motorfahrzeuge waren eine Seltenheit. Lediglich der Sprengelarzt, Dr. Wenzel Talmann, fuhr einen Steyrer 50, Simon Empl brauchte einen kleinen Lieferwagen, um die Waren vom Bahnhof ins Geschäft nach Hütten bringen zu können, und ein Pkw stand beim Sägewerk Hartl. Auch die Zahl der Fahrräder war beschränkt. Lediglich Forstarbeiter, gut verdienende Knechte, Gastwirte und Kellnerinnen konnten den Anschaffungspreis für ein Steyr Waffenrad oder ein Puch-Rad aufbringen. Dazu kam, dass 1936 und 1937 Steuern für ein Fahrrad zu bezahlen waren. Ähnlich wie ein Autokennzeichen, musste eine kleine Tafel mit einer Nummer auf dem oberen Teil des Kotflügels unterhalb des Lenkers angebracht werden. Der Brentwirt Alois Rieser war bekannt dafür, dass er auf die Nummer 59 bestand, weil er im Ersten Weltkrieg bei den 59ern, den Rainern, gedient hatte. Er war übrigens der höchstdekorierte Leoganger des Ersten Weltkrieges.

1937 hatte ich Radfahren gelernt. Aber nicht auf dem eigenen Rad. In Hütten wurde der Bahnkörper erneuert. Neulage nannte man dies. Dazu waren auch zwei Brüder aus Fieberbrunn angestellt, die Siorpaes, Ladiner aus der Gegend um Cortina. Täglich fuhren sie mit dem Rad von Fieberbrunn nach Hütten und stellten das Rad bei uns ein, weil sie von unserer Mutter als Fieberbrunnerin wussten. Und auf einem dieser Räder lernte ich das Fahren. Es waren Herrenräder, die Lenkstange war viel zu hoch für mich. Also musste der rechte Fuß unter die Lenkstange durch. Das Fahrrad stand auf diese Weise nach rechts schief, was dadurch ausbalanciert wurde, dass ich mich links hinaushängte.

Waren wir also zu Fuß nach Leogang unterwegs und benötigten ein Klo, gab es zwei, wenn auch recht primitive Plumpsklos. Das eine war beim Aubold-Stadel, wo heute die Einfahrt zum Salzburger Hof ist, in einem Anbau und bei einem Heustadel zwischen Sägewerk Hartl und Ellmaubauer. Wenn uns nach Trinken war, standen die offenen Brunnen beim Pumperhäusl und Neuhäusl zur Verfügung. Die nicht asphaltierten Straßen waren sehr staubig, und das Sonntagsgewand musste meist ausgeklopft werden. Im Winter war die Straße streckenweise vereist, mit der beginnenden Schneeschmelze matschig.

An besonderen Festtagen fuhren die größeren, weit von der Kirche entfernten Bauern, mit dem „Böndel" zum Gottesdienst.

Die Mitternachtsmesse am Heiligen Abend ließen wir fast nie aus. Das Turmblasen vor 24.00 Uhr mussten wir hören, die textilen Christkindlgeschenke, die erstmals ausgeführt wurden, sehen und uns vom Gottesdienst zu dieser ungewöhnlichen Zeit einfangen lassen. Besonders lebhaft ging es beim Heimweg, meist in größerer Gesellschaft, zu, mussten doch die Vorgänge des Heiligen Abends mit Räuchern, Rosenkranzbeten und besonderem Essen

beredet werden. Ein stimmungsvoller Mettenheimweg blieb mir besonders in Erinnerung: Es war eine bitterkalte, sternenhelle Nacht. Starker Neuschneefall am Vortag hatte nur eine Gehspur austreten lassen. So gingen wir nach Hause, vom Mond beschienen, in einer Kette hintereinander, nicht durch die „stille Nacht", sondern lebhaft plaudernd und in besonders friedfertiger, harmonischer Stimmung entlang der Ache und der damals noch vorhandenen Wälder, insbesondere im Gebiet der Albachau.

Weniger friedfertig ging es in der Osterzeit zu, weil die Abneigung der Dorf-Leoganger gegen die Hintertaler (Hütten, Grießen) in Handgreiflichkeiten zum Ausdruck kam. Beim Palmtragen am Palmsonntag waren die Palmbäume der Hintertaler den Attacken der Vordertaler ausgesetzt, die versuchten, den Stolz der Palmträger durch Abreißen von Ästen, Herunterzerren des Schmuckes unansehnlich zu machen.

Die nächste Auseinandersetzung gab es beim nachmittägigen Beichtengehen, wo man immer wieder Händel mit den Hintertalern suchte.

Beim Schwammtragen am Karsamstag wollten die Vordertaler verhindern, dass die Hintertaler den Schwamm am geweihten Feuer entzündeten und schon gar nicht sollten sie den Feuerschwamm unbeschädigt nach Hause bringen.

Mögliche Raufereien hingen auch immer davon ab, wie stark die Gruppierungen waren, und zwar nicht nur nach der Zahl, sondern auch, ob darunter besonders kräftige oder mutige Burschen waren, wobei bekannte Raufer zusätzlich beachtet wurden.

Der Kirchplatz war nach dem sonntäglichen Gottesdienst der Ort, wo man einander kennenlernte. Im Gegensatz zu heute, stand man noch eine Viertel- bis eine halbe Stunde beisammen, bevor sich die einen ins Wirtshaus, die anderen nach Hause auf den Weg machten. Ankündigungen für Veranstaltungen in der kommenden Woche, Mitteilungen der Gemeinde erfolgten dadurch, dass der Ankünder, oft der Gemeindesekretär, auf die Steinbank vor dem Kirchenwirt stieg, um so, erhöht und unübersehbar, mit der lautest möglichen Stimme das Anliegen vortrug. Nicht alle, die sich zum Kirchgang auf den Weg machten, kamen auch in der Kirche an. Nicht selten blieb der ein oder andere beim Kirchenwirt hängen, und besonders die Kartenspieler waren in dieser Hinsicht gefährdet. Für diesen Zweck gab es das Verschlagl, einen nach drei Seiten abgeschirmten Raum innerhalb der Wirtsstube mit einem Spieltisch und den Sitzgelegenheiten, oder aber einen Raum im rückwärtigen, westlichen Bereich des Hauses. Das Kartenspiel wurde aber auf jeden Fall während des Wandlungläutens unterbrochen.

Kaum als Schulleiter in Hütten installiert, stellte Vater alsbald fest, dass es bei den jungen Erwachsenen zwischen 17 und 27 Jahren mit dem in der Schule erworbenen Wissen schlecht stand. Mit der nicht institutionalisierten „Ländlichen Fortbildungs-Schule" versuchte er dem Manko an Wissen und Können zu begegnen. Zweimal in der Woche gab er am Abend einen zweistündigen Unterricht, in dem er lehrte, was man heute Kulturtechniken nennt, nämlich Rechnen, Lesen und Schreiben. Die Teilnahme an diesem Unterricht war freiwillig. Methode und Erfolg dieses Unterrichtes müssen sich schnell herumgesprochen haben, denn der Großteil der im Regelunterricht zu kurz

Gekommenen fand sich in der Schule ein. Es kam zu einer gemeinsamen Fahrt in die Bundeshauptstadt. Teilnehmer an diesen Kursen erzählten mir oft, dass sie ihre Schulbildung in erster Linie dieser Fortbildung verdankten.

Anfang der 30er Jahre begannen Bestrebungen, einen Leoganger Trachtenverein zu gründen. Vater stellte sich sofort in den Dienst der Sache, gehörte mit Bayer Franz, Höll Adolf und Scheiber Rudolf zu den Gründern, erarbeitete die heute noch im Original vorhandenen Statuten, reichte sie bei der Bezirkshauptmannschaft Zell am See ein und erhielt von dort die Genehmigung einschließlich des Vereinsnamens „D'Spielberger". Er zog sich aber bald aus dem Verein zurück, als er merkte, dass der Verein ins deutschnationale Fahrwasser abdriftete und der Stellenwert Hitlers bei den Vereinsmitgliedern stieg.

Die an sich beengten Wohnverhältnisse erfuhren eine weitere Einschränkung als 1929 Marianne zur Welt kam und sich 1931 Theo dazugesellte. Pepi und ich wurden ins Abstellkammerl transferiert und da dort nur ein Bett Platz hatte, schliefen wir jahrelang zusammen in einem Bett. Wenn wir nicht außer Haus waren, hielten wir uns in der Küche auf. Langweilig war uns nie, denn vier kleine Geschwister wissen immer etwas anzufangen. Für Mutter, die im selben Raum kochen, nähen und bügeln musste, waren wir gewiss eine Belastung. Zum Nähen kam ab und zu Neuhäusl Moidei. Zeitweise ging eine Hausgehilfin, die Kathi, Mutter zur Hand.

Wann immer es möglich war, schwärmten wir ins Freie. Die Dorfgemeinschaft der Kinder war voll intakt, der Dorfplatz war unser häufigster Aufenthaltsort. Das bevorzugte Spiel war Einschauen und Fangen spielen. Beim Einschauen versteckte der jeweils Betroffene beim Dorfbrunnen den Kopf in der Armbeuge, sodass er nichts sehen konnte, während die anderen ein Versteck aufsuchten. Bevorzugtes Versteck waren die beiden Nischen beim Schlauchturm der Feuerwehrzeugstätte oder eine Nische bei der Kapelle. Auch der Durchlass des Schmiedbaches wurde aufgesucht, oder eine noch weiter entfernte Position erlaufen. Nach einer gewissen Zeit begann die Suche, und wenn der Einschauer einen Versteckten entdeckt hatte, kam es darauf an, wer als Erster von beiden beim Brunnen anschlug. Der Erste, der gegen den Einschauer verlor, war der nächste Einschauer. Ein zweiter Platz war der Spielplatz hinter dem Hüttwirtsfeld, wo in erster Linie Völkerball gespielt wurde. Die Au jenseits der Brücke war ein weiterer Platz. Er existiert aber nicht mehr, weil darauf die neue, inzwischen umgebaute Schule steht. Im Frühjahr war „Spackern", also Murmelspiel, angesagt und immer wieder einmal „Tempelhupfen". Unsere alles andere als leisen Spiele zogen sich nur allzu oft bis in die Nacht hin und wurden meist durch den Ruf der Mütter abgebrochen, die vor das Haus getreten waren und zum Heimkommen mahnten.

Wenn wir nicht alle gemeinsam spielten, bildeten sich Gruppen heraus. Mit mir und Bayer Franz waren Wartner Helmut und Griessner Josef (Jagabichl Sepp), auch Höck Leo, Pepi war viel mit Hüttbäck Fritz (Eder) und Waltl Severin, Theo viel mit Bayer Rudi zusammen. Regnerische Tage hatten es Rudi und Theo besonders angetan, weil ihr gemeinsames Interesse dem Wasser galt. Von Regenpfütze zu Regenpfütze wurden Verbindungen gegraben oder geritzt, Holzstücke und Blätter von einer Lacke zur anderen geschickt, und ein größeres Gefälle als Antrieb für ein Mühlrad genützt. Da vor dem Krieg mit dem Bau der Seilbahn zum Magnesitbergwerk begonnen wurde und au-

ßerdem vom Latschentransport am Edergebirg sogenannte Latschenradl vorhanden waren, verlegten wir uns unter anderem auf den Seilbahnbau. Oberhalb der Eisenbahn gruben wir eine Art Bergwerk und bauten eine Miniseilbahn. Ab und zu spannten wir auch ohne einen Abbau ein Seil, eine stärkere Schnur, und ließen das Latschenradl ein echtes Seilbahnwagerl ersetzen. Eine beliebte, wenn auch nicht ungefährliche Aktion ließen wir uns bei der echten Seilbahn einfallen. Bei der Mittelstation am Burgsteinpalfen fuhren die Seilbahnwagerl auf Körperhöhe. Beim bergwärts fahrenden Wagerl hängten wir uns an und ließen uns ins Freie hinaustragen. Man war sofort hoch in der Luft und durfte den Augenblick nicht verpassen, in dem man noch einigermaßen gefahrlos abspringen konnte. Zum Glück ist nicht einmal ein Beinbruch passiert, obwohl man doch immer später loslassen und noch mutiger erscheinen wollte.

Viel Abwechslung gab es auch beim Schmied. Mehrmals in der Woche bekam ein Pferd neue Hufeisen. Meistens waren die Pferde bei der Prozedur friedlich. Besonders junge und noch scheue mussten aber mit viel Muskelkraft gebändigt, gelegentlich auch mit einem Schlauchband aufgehängt werden. Der Schmied riss mit einer Spezialzange die alten Hufeisen herunter, schnitt mit einem Rundmesser den Huf aus und brachte ihn in Form. Als die neuen, noch heißen Eisen angepasst wurden, ging der Rauch auf, und der Gestank nach verbranntem Horn verbreitete sich im Ort.

Ein andermal erhielt ein neuer Heuwagen oder Schlitten den Beschlag. Eder Leonhard, ein Sohn vom Hinterrainerbauer, hatte sich neben dem Bauernhaus eine Wagnerwerkstätte eingerichtet und produzierte, was die Bauern an einschlägigen Behelfen benötigten. Gelegentlich mussten wir Werkstücke von ihm holen und zum Schmied bringen. Jeder Bestandteil, ob Holz oder Eisen, hatte eine eigene Bezeichnung, und wenn wir von den Antzen, dem Reibstock usw. hörten, wussten wir sofort, um welchen Teil des Gefährtes es sich handelte.

Aktiv wurden wir, wenn der Schmiedbach abgestellt, d. h. das Wasser abgeleitet, wurde. Im nun wasserlosen Gerinne suchten wir nach noch brauchbaren Fundstücken, wobei uns ab und zu noch eine luftschnappende Forelle entgegentaumelte. Eine Mutprobe bestand darin, das unter der Straße durchführende, lichtlose Bachbett bis auf die andere Straßenseite zu verfolgen, dies immer mit dem Wissen, dass sich im Bachbett nicht nur spitze Steine, sondern auch zerbrochenes Geschirr und Glasscherben befanden. Nicht selten kam man daher mit blutenden Füßen wieder ans Licht. Der Schmied, Otto Eder, war den Kindern zugetan und brachte unserer Neugierde Verständnis entgegen.

Eine andere Entdeckung beflügelte unsere Fantasie. Unser Nachbar, der Förster Holzer, hatte als Erster und Einziger in Hütten ein Radio. Eines Tages – 1933 – durften wir Kinder diese technische Neuheit erleben. Wir glaubten der Erklärung, dass die Stimmen aus dem Kasten von kleinen Männlein kamen, die sich darin verborgen hielten.

Da Autos eine Seltenheit waren, liefen wir zusammen, wenn das Auto der Brauerei Blattl – in der ersten Zeit mit Vollgummireifen – Bier in Kisten und Fässern zum Hüttwirt brachte. Oberschulrat Pichler aus Maishofen erzählte mir, in seiner Jugend seien sie noch hinter den Zaun gesprungen, wenn sie ein Auto hören oder sehen konnten. Uns schien Autofahren etwas vom Erstrebenswertesten zu sein, weshalb wir gelegentlich den Chauffeur anbettelten, uns

ein Stück mitzunehmen. Tatsächlich gelangten wir so auf der Ladefläche bis nach Leogang, von wo wir, barfuß, auf der staubigen, grob schottrigen Straße den vier Kilometer langen Rückmarsch antraten.

Einmal im Monat kam ein Pferdefuhrwerk vom Kaufhaus Lederer aus Saalfelden und brachte den Kunden, der Familie Bayer zum Beispiel, die Monatsfassung, also die haltbaren Grundnahrungsmittel, die man für einen Monat benötigte.

Sportlich, wie ich schon als Bub war, habe ich mich, wo immer möglich, an sportlichen Wettkämpfen oder sportlichen Leistungswettbewerben beteiligt. Dass dabei einmal eine Kuh zum Hand- – nein Maulkuss – kam, war nicht vorauszusehen. Für den 100-Meter-Lauf war die geschotterte Straße vom Christernhäusl bis zur kleinen Straßenbrücke über den Schmiedbach vorgesehen. Wenn heute Einlagen für die Fußmassage sorgen, taten es damals die Steine und Steinchen auf unsere nackten Fußsohlen. Ich stürmte also los, konzentriert bis in die letzte Faser, Gesichts- und Gehörfunktion der Leistung zuliebe außer Acht lassend, und prallte beim Zielstrich auf einen Gegenstand, der mich zurückwarf. Es war der Schädel einer Kuh, die Martin Seiwald am Strick heimgeführt hatte. Der Schreck war auf Seiwald, die Kuh und mich gleichmäßig verteilt, verminderte sich schnell, als wir feststellten, dass außer dem Schrecken weder der Kuh noch mir etwas passiert war.

Die Firmung, ein Fest der Freude, wurde mir zum Albtraum. Vater hatte das Ehepaar Nickerl als Firmpaten gebeten. Das kinderlose Ehepaar lebte in Leogang isoliert. Ihn, Direktor der Volksschule in Leogang, sah man nur mit Taschentuch vor dem Mund zur Bazillenabwehr. Sie, eine kleine, kapriziöse Frau, dünkte sich als etwas Besseres. Sie spendierten mir zwar einen Salzburger Anzug (mit Knickerbocker) – Anzug oder Uhr war üblich – aber weder vorher noch nachher wollten sie mit der Firmung etwas zu tun haben. Bei der Firmung selbst legten sie einen solchen Widerwillen an den Tag, dass ich den Abend kaum erwarten konnte. Ich beneidete Pepi, der mit Rupert Madreiter das Ehepaar Talmann als Firmpaten hatte und den Firmtag wirklich als Tag der Freude mit Ausflug zum Schifferlfahren in Zell am See genießen konnte.

Wenn sich die weiße Tuchent des Winters über Hütten ausbreitete, erweiterte sich unser Aktionsradius. Waren die Ski primitiv, fast immer vom heimischen Wagner erzeugt, die Lederriemenbindung keine stabile Verbindung mit dem Schuh ermöglichend, die Haselnussstöcke unhandlich und schwer, so konnte das unsere Begeisterung fürs Skifahren nicht in geringster Weise beeinträchtigen. Als Skischuhe hatten wir steife Lederschuhe, die wir auch sonst im Winter trugen, Handschuhe und Haube waren selbst gestrickt, Hose und Pullover hatten nur die Aufgabe zu wärmen. Von Markenartikeln konnte keine Rede sein. Die heutigen Nostalgieskifahrer sind gegen uns von damals geradezu Illustrierten-Schaustücke. Unser Skifahrts-Bereich war zweigeteilt. Im Stadium des Lernens war das Vorderfeld des Hinterrainerbauern unser Übungsgebiet. Das noch nicht durch die Umfahrungsstraße zerschnittene Feld bot mehrere Hangneigungen, denen wir uns anpassten. Kaum konnten wir uns einigermaßen sicher auf den Brettln halten, bauten wir schon kleine Sprunghügel, um von der Monotonie des Nur-Abfahrens wegzukommen. Natürlich gab es Stürze, Prellungen und Verrenkungen, was keinen Einfluss auf unsere Begeisterung hatte. Der Hö-

hepunkt des skifahrerischen Könnens in diesem Bereich war die Schussfahrt von der Stützmauer der Eisenbahn bis in unseren Garten.

Der zweite Bereich war südlich und wurde zweifach gestürmt: Zum einen, wenn es möglich war, um in die Wechten unsere architektonischen Spuren zu prägen, zum anderen, um unsere skifahrerischen Talente auszuformen. Starke Schneefälle und Stürme schufen beim Übergang vom Vorderfeld des Burgsteinbauern zum steilen Hang des Bäckerrains große Wechten, in die wir Gänge gruben, an einzelnen Stellen diese zu Kammern erweiterten, ohne dass von außen mehr zu sehen war als der von uns großteils händisch gebuddelte Schnee. In diesem Labyrinth richteten wir es uns wohnlich ein. In den Schneehöhlen spürten wir von der Kälte weniger, vom Wind oder Sturm überhaupt nichts. Es war geradezu gemütlich, zumal wenn eine Kerze Licht und Wärme verbreitete.

Wenn wir nicht allzu viel Zeit hatten, oder Nebel und Wind uns zwangen, in Ortsnähe zu bleiben, tummelten wir uns beim Bäckenrain. Nach Neuschneefall hatten wir zuerst eine Spur zu treten, die sich naturgemäß mit jedem Aufstieg verbesserte. Nach längerer Zeit vereiste die Spur. Dann war es nicht immer leicht, sturzfrei hinunter zu kommen. Auch hier konnten wir nicht auf einen Sprunghügel verzichten, der uns 10 bis 15 Meter hinaustrug. Als besonders ausdauernd und talentiert erwies sich Bruder Theo. Man konnte schon bald feststellen, dass er uns mit seinem Können übertraf. Stilistisch war er uns um eine Klasse überlegen, an Draufgängertum von Anfang an kraftvoller und unglaublich instinktsicher. Zudem war er von einer Ausdauer, bei der wir nicht mithalten konnten. Wie oft ist es vorgekommen, dass er erst bei anbrechender Dunkelheit durchfroren heimkam. Die vereisten Lederschuhe waren so steif, dass sie ihm ausgezogen werden mussten, desgleichen die hart gefrorenen Fäustlinge. Wenn er dann weinte, weil ihn die auftauenden Finger höllisch schmerzten, bekam er statt Vorhaltungen Zuspruch.

Das erweiterte Skigebiet war das Vorderfeld und die Vorderhalt, die sich bis zum Burgsteinpalfen hinzog. Als nächstes kam die Hinterhalt bis zum Pfindlstadl oberhalb des Burgsteinpalfens. Auch hier wurde alles im Treppenschritt präpariert, und trotz der doch beträchtlichen Anstrengung, ging sich ein Aufstieg oft zweimal am Tag aus.

Kontinuierlich wurde der Bereich bis zum Kühbühel und schließlich bis auf den Asitz erweitert. Diese Touren waren nicht mehr im Treppenschritt zu bewältigen, und so mussten Aufstiegshilfen in Anspruch genommen werden. Die Lauffläche zu vereisen, erwies sich jedoch auf Dauer nicht praktikabel. Auch das Wachs „Bilgeri-Mittel" patzenförmig aufzutragen und am Gipfel mit der Handfläche zu verreiben, stellte nicht die Lösung dar. Mit der Methode, Fichtenastel auf die Lauffläche zu binden, kamen wir auf die Dauer auch nicht zurecht. Als bestes Ergebnis der Versuche stellte sich heraus, Stricke auf die Lauffläche zu platzieren, und zwar durch kreuzförmige Verflechtungen. Diese Methode wurde bis zum Aufkommen der Gurten beibehalten d. h. bis wir uns diese leisten konnten.

Zum Eisschießen:

Vom Hüttwirtsstall bis zur Kapelle reichte die einigermaßen präparierte Straßen-Eisschießbahn. An Sonntagen wurde fleißig darauf geschossen, mit allem Ernst, der kleine Streitigkeiten (welcher Stock näher beim „Dotzn" lag), mit einschloss. Kam ein Fuhrwerk oder gar ein Auto, wurden die Stöcke beiseite geräumt, nicht ohne zuvor eine beiläufig stimmende Markierung anzubringen, und anschließend die Kehre fortgesetzt. Wenn es im Frühjahr nass und matschig wurde und Lacken auf der Straße standen, war es besonders spannend, weil die Stöcke dadurch mitunter eine sehr eigenwillige Bahn zogen. Dazu spritzte es, was die Schützen manchen Hupfer tun ließ.

Zum Kegeln:

Am Wochenende war die Kegelbahn beim Hüttwirt voll in Betrieb. Wir lauerten auf die ersten Kegler, denn jeder wollte der Kegelbub sein, der die umgeschobenen Kegel aufzustellen hatte. Diese Arbeit wurde sehr gut bezahlt, und man konnte an einem langen Kegelabend mit 3 bis 4 Schilling heimgehen. Kein Wunder, dass man sich eine solche Einnahme nicht entgehen lassen wollte. Für den Kegelbuben war eine Nische eingebaut, sodass ihn auch eine verirrte Kugel kaum verletzten konnte. Entweder wurde eine Partie geschoben, bei der zwei zusammengeloste Parteien gegeneinander antraten, wobei jeder drei Schuss hatte und die Ergebnisse aller Kegler aufgerechnet wurden. Nach jeder Partie bekam der Kegelbub 10 Groschen. Das zweite Spiel war das „Schanzeln", wobei jeder Kegler den vorgesehenen Einsatz zahlte und derjenige den gesamten Betrag kassierte, der mit seinem Schuss die meisten Kegel umgeworfen hatte. Bei jedem „Kranzl" (wenn der mittlere Kegel als einziger stehen blieb) oder wenn alle Kegel auf einmal umgefallen waren, musste der Kegelbub „juhuu" schreien und bekam vom glücklichen Schützen 10 Groschen. Dieses Kegeln war für uns Buben auch dann interessant, wenn wir als Kegelbuben nicht zum Zug gekommen waren. In die Veranda durften wir nicht hinein, so verfolgten wir entlang der Kegelbahnaufbauten das Geschehen. Dabei lernten wir die einzelnen Typen zu unterscheiden: Der eine ging tief in der Hocke und mit einem Ausfallschritt ließ er die Kugel los, der andere nahm zwei oder drei Schritte Anlauf, der dritte wieder stand aufrecht und war bemüht, der Kugel einen Drall zu geben. Bucher (Grießner) Wof (Wolfgang) hatte die Spezialität, nur mit dem Weck zu kegeln. Diese „Kugel" hatte eine Eiform, man könnte auch sagen die Form eines kleinen Weckens, und man musste sie mindestens die halbe Bahn hineinwerfen. Meistens sprang sie beim Aufprall weg, wenn sie aber traf, wütete sie unter den Kegeln. Einer raufte sich die Haare, wenn er nicht traf, ein anderer wandte sich resigniert ab, ein dritter wieder schimpfte auf die Kugel. Während der Spiele wurde viel geraucht und manches Bierglas geleert. Weibliche Kegelspieler habe ich nie gesehen. Die Kellnerin war die einzige, die einen Rock anhatte in der Veranda.

Magnesit – Bergbau:

Der Bau der Materialseilbahn zur Beförderung des abgebauten Magnesitgesteins von der Albachalm zum Bahnhof, wo es zur Weiterverarbeitung nach Radenthein geschickt wurde, erregte unser besonderes Interesse. Dieses galt sowohl den Stützenbauten als auch den Arbeitern, die bei den Bauten beschäftigt waren. Besonders angetan hat es uns Georg Edenhauser aus Saalfelden wegen seiner sagenhaften Stärke als Träger. Er siegte beim Demonstrationseisschießen bei der Olympiade 1936 in Garmisch-Partenkirchen und hatte dadurch schon einen gewissen Nimbus. Als besondere Leistung stach hervor, dass er ein gusseisernes Zahnrad bis auf die Alm trug. Er wurde von zwei Männern begleitet, die beim Rasten zur Entlastung zwei Pflöcke unter das Zahnrad stellen mussten. Niedersetzen durfte er sich nicht, weil er mit diesem Gewicht nicht mehr hätte aufstehen können. Beim Kegeln am Sonntag, hatte

er auf dem Tisch eine Schachtel mit 100 „Flirt-Zigaretten" stehen, die damals billigste Sorte, aus der er sich ununterbrochen bediente.

Den Magnesitabbau hatte Franz Weilguny initiiert. Er musste sich jedoch einen Kompagnon suchen und fand ihn in der Person des aus Prag stammenden Brabec. Das Ehepaar Brabec residierte im Forsthaus. Als Dienstmädchen hatten sie die 17-jährige Hüttbäck Christl (Christine Sprung) engagiert. Christl hatte eine Art Klumpfuß und das Gesicht voller Sommersprossen, war aber sehr hübsch. Als sie nach Bad Gastein zog, hatte ich sie völlig aus den Augen verloren. Nach fast 70 Jahren schoben Scheiber Helmut und Ulli eine Frau im Rollstuhl an mir vorüber, die ich sofort als Christl erkannte. Leider war sie schon dement.

Wofn (Riedlsperger) Hans, auch er ist im Krieg gefallen, war ein intelligenter junger Mann. Er konnte z. B. die Messtexte in Latein zitieren, was er auch öfters tat. In seiner Einstellung war er aber, was man heute als Radikalsozialisten, wenn nicht Kommunisten bezeichnen würde. Spottgedichte zu ersinnen, war eine Spezialität von ihm. Nach der Ringelspielmelodie reimte er:

„Und wie halt so die Zeit verrinnt,
der Brabec langsam obischwimmt,
da schrein wir höchstens bravo no,
was geht denn uns da Brabec on."

Brabec war schließlich auch sein Arbeitgeber und zahlte nicht schlecht.

Beim Frisör:

Zwar gab es Leo Fröhlich als Friseur in Leogang, aber seine Dienste wären für Familien mit mehreren Kindern zu teuer gekommen. Also gingen wir Hüttener Buben zum Moßhammer Hansei, der als Wächter im Wächterhaus 114 über eine Haarschneidemaschine verfügte und uns „scherte". Zu unserem Unwillen wurde es manchmal eine Glatze, ein andermal aber doch wieder eine Wunschfrisur. Wir gingen gerne zu ihm, weil er sehr lustig war und uns bestens unterhielt. Er bekam für seine Tätigkeit, die Abwechslung in sein an sich langweiliges Warten auf die Züge brachte, eine kleine Entschädigung. Schließlich wollten wir uns auch diese ersparen, und Mama kaufte eine Haarschneidemaschine. Leider war sie viel zu ungeduldig und fuhr mit der Maschine schneller den Kopf entlang als sie die Hebel betätigte. Dadurch wurden uns die Haare mehr ausgerissen als geschnitten, sodass diese häusliche Tätigkeit eher zu einer schmerzhaften Prozedur geriet.

Ferien:

Die Ferien konnten wir leider nur zum Teil nach unseren Wünschen gestalten. Im Juli schickte uns die Mutter in den Maurer- oder Rainerwald zum Moosbeerbrocken. Wir taten dies keinesfalls mit Widerwillen, brachten auch immer volle, gefüllte Gefäße heim, aber die von uns gewünschten Freizeitvergnügen kamen dadurch etwas zu kurz. Ab Juli mussten wir – Pepi und ich – den Vater begleiten zum Pilzesammeln oder Himbeerpflücken. Für letzteres

war die „Grießner Liachtn" ausersehen, eine kurz zuvor freigeschlägerte Fläche, auf der üppig Himbeerstauden wuchsen. Von Grießen aus hatten wir dazu eine dreiviertel Stunde in Richtung Spielberg aufzusteigen. So standen wir den Großteil des Tages zwischen den kindhohen Stauden, ungeschützt in sengender Sonne. Zwischendurch suchten wird die Trinkwasserstelle auf. Nicht selten schreckte uns eine überraschend sichtbar gewordene Kreuzotter zur Flucht. Die Gefäße füllten sich immer langsamer, da das Gewicht der reifen Himbeeren die darunterliegenden niederdrückte. Rechtschaffen müde kamen wir am Spätnachmittag heim. Die Lust nach kindlichem Vergnügen war dahin. Das Pilzesammeln an Schlechtwettertagen sagte mir besser zu. Dabei lernte man die verschiedensten Gebiete im Leoganger Tal kennen. Man brauchte nicht an einem Platz den Tag verbringen und die Eierschwammerl- und Herrenpilzernte gab mengenmäßig mehr her. Der größte Vorteil lag aber darin, dass man ein Gefühl für einen Schwammerlplatz bekam, wenn man sie nicht gar roch. Dadurch entstand eine Art Jagdfieber, das das Sammeln kurzweiliger erscheinen ließ.

Mit dem Sammeln der Beeren und Pilze war für mich der große Nachteil verbunden, dass ich sie verkaufen musste. Dazu fuhr ich – schon müde – mit dem Personenzug nach Zell am See, St. Johann oder Kitzbühel, wo ich sie in den Hotels zum Kauf anbot. Meistens begutachteten die Köche die Ware, und ich hatte eigentlich nie Mühe, Beeren und Pilze zu einem angemessenen Preis loszuwerden.

Ich wäre mit viel größerer Begeisterung bei der Sammeltätigkeit gewesen, wenn Vater nicht den schweren psychologischen Fehler gemacht hätte, uns vom Erlös unserer gemeinsamen Arbeit auszuschließen. Es hätte völlig genügt, uns zur Mittagsjause eine 10 Groschen Bensdorp-Schokolade zu geben oder uns 20 oder 50 Groschen zuzustecken. Natürlich brauchte er den Zusatzverdienst für die immer größer werdende Familie, aber die minimale Einbuße wäre durch unsere gesteigerte Motivation und unseren größeren Eifer sicher kompensiert worden.

VOM HINTERRAINER ZUM KRALLER

Beim benachbarten Hinterrainerbauer täglich die Milch zu holen, gehörte zu den Aufgaben von uns Kindern. Pepi und ich wechselten uns ab. Die Kühe wurden erst am späteren Nachmittag gemolken, sodass es vor fünf Uhr keine frische Milch gab. Ein Drittel des Jahres war es um diese Zeit schon finster. Die Milchkanne stellten wir – weil wir immer früher dort waren – auf die Truhe im Vorhaus, und hinaus gings in den Stall.

Zwischen Haus und Stall war ein gedeckter Übergang, „Wasser" genannt, weil sich dort ein Trog mit fließendem Wasser befand, zu dem die Tiere zweimal am Tag zum Tränken aus dem Stall gelassen wurden. Das Interesse galt sowohl den Tieren als auch der Sennerin „Wabi", die die Fütterung der Tiere besorgte und uns dazu auch manchmal einspannte. Stolz trugen wir den Buschen Heu von der Vormahd und in der Mitte würziges Krumetheu, zu den

Kühen, die sie uns namentlich ansagte und die wir alle kannten. Kamen wir in das Haus zurück, war die Kanne gefüllt. Im Herbst vergaßen wir nie zu schauen, ob nicht eine Birne oder ein Apfel von den Bäumen des Baumgartens heruntergefallen war. Obst war zu dieser Zeit für uns immer eine Delikatesse. In der Zeit der kriegsbedingten Verdunklung rannte ich mit der vollen Milchkanne in einen Stacheldrahtzaun und holte mir dabei am Bauch eine ca. 10 Zentimeter lange Wunde. Die Ärzte in den Jahrzehnten danach gingen immer davon aus, dass die Narbe von einer Operation herrühre.

Ich war noch 7jähriger Erstklassler, als ich zur Heuarbeit für brauchbar befunden wurde. Als „Fühfahrer" hatte ich beim Heuen das dem Leiterwagen vorgespannte Pferd beim Halfter zu nehmen und auf die einschlägigen Zurufe mit ihm einige Meter vorwärts zu gehen und auf Kommando stehen zu bleiben. Bauer und Knecht legten links und rechts mit ihren hölzernen Heugabeln das Heu von der Zeile auf den Wagen, darauf achtend, dass die Last gleichmäßig verteilt wurde. Auf dem Heufuder trat ein Bub oder eine Dirn das Heu fest, eine der wenigen Tätigkeiten, wo ein weibliches Wesen eine Arbeitshose anhatte. Wenn an schwülen Tagen und vor Gewittern Fliegen und Bremsen aggressiv wurden, war es für mich und das Pferd unangenehm. War das Fuder groß genug, wurde es mittels „Bindbaum" festgebunden und von mir zur Scheune oder zum Heustadel gebracht, wo es vom „Werfer" abgeladen und vom „Stadler" im Raum verteilt wurde. Das Hinführen zum Stadel konnte dann problematisch werden, wenn der Weg schmal und abschüssig wurde. Nur einmal habe ich ein Fuder umgeschmissen, im Lehenfeld. Mit Kopf und Schweif die Plagegeister abwehrend, war das Pferd ständig in Bewegung, in die ich miteinbezogen wurde. Zwar konnte der „Piegel" (schwarze, stinkende Emulsion aus gebrannten Knochen), mit dem das Pferd eingeschmiert wurde, noch ärgere Schlenkerer verhindern, ich musste an solchen Tagen aber besonders aufpassen. Bald wurde ich mit weiteren Aufgaben betraut. Zur Zeit der Mahd begann ich am Morgen mit dem „Angarben", d. h. das frisch in Zeilen zusammengemähte Gras war mittels einer Eisengabel gleichmäßig auf das Feld zu verteilen, damit es die Sonne trocknen und zu Heu umwandeln konnte. Waren die Wetteraussichten für die nächsten Tage sonnenlos, wurde das Gras „gehiefelt". Das heißt: Stecken, an denen die Astansätze belassen wurden, wurden in die vorbereiteten Löcher in den Boden gesteckt und um sie herum das Gras, das wir zu den „Hieflern" bringen mussten, aufgehäuft. So um 1940 kamen die „Schwedenreuter" auf, bei denen man das Gras nicht um einen Stecken drapierte, sondern auf Drahtgestängen aufhängte. War das Feld weiter vom Haus entfernt, war ich der Essenträger. Ein mit Heu gefüllter Korb nahm das Besteck, die Schüsseln und das Essen auf, während die „Boasmilch" (eine Sauermilch) in der Kanne mitgetragen wurde.

Bald nach dem Mittagessen begann das „Umkehren", das mir sehr früh zugetraut wurde. Zu zehnt oder zwölft in einer Reihe wendeten wir mit dem Rechen das angedörrte Gras. Diese eintönige Arbeit bot viel Gelegenheit zu Gesprächen, noch mehr zur Unterhaltung, gegenseitigen Neckereien, Erzählungen, Witzen und nicht immer stubenreinen Äußerungen. Ab und zu wurde auch gesungen. Wenn schließlich die Sonne dafür gesorgt hatte und das Heu entsprechend dürr war, wurde es „ausgeschlagen", worunter das Zusammenrechen zu Zeilen zu verstehen war.

Am Abend hatte ich noch beim Dengeln der Sensen zu helfen, auch wenn ich schon müde war. Meine Assistenz bestand darin, die Tretvorrichtung für den Dengelhammer zu betätigen. So habe ich mit dem Polen Xandi, der nach dem Krieg nicht in seine Heimat zurückkehrte, manche Stunde verbracht, um Sensen mit „Schneid" für den nächsten Tag zu schärfen.

War Schnitterzeit für Roggen, Weizen und Hafer, waren die gebundenen Garben zu den Hieflern zu bringen. Später lernte ich sie zu binden und aufzuhiefeln.

An Schlechtwettertagen wurde gedüngt. Der Mist wurde auf den Mistwagen aufgeladen, auf das Feld gefahren und dort mit der „Kralle" vom Wagen gekratzt. Meine Aufgabe bestand darin, die Mistklumpen mittels einer Gabel gleichmäßig zu verteilen.

Wiederholt habe ich beim Hinterrainer übernachtet, fast immer in der Knechtkammer. Einmal, ich mochte acht Jahre alt gewesen sein, wurde ich mit der fast gleichaltrigen ledigen Tochter Tilli in die Hochzeitkammer gesteckt. Alle Augenblicke ging die Tür auf und neugierige Augen musterten uns. Offenbar meinte man, uns bei „Doktorspielen" zu erwischen. Der Hinterrainerbauer hatte die besondere Fähigkeit, mich zur Arbeit zu animieren. Ununterbrochen lobte er mich, stellte meine Leistungen als Rekorde dar und gab mir das Gefühl, ohne meine Mitarbeit würde der Betrieb zum Stillstand kommen.

Meine Tätigkeit muss tatsächlich geschätzt worden sein, denn eines Tages kam der über 70-jährige Altbauer zum Vater, ob er mich nicht „sommerbefreien" könne. Die Sommerbefreiung war für Bauernkinder mit gutem Schulerfolg gedacht, deren Mitarbeit bei der Heuernte unentbehrlich war. Solcherart „befreite" Kinder hatten ihren letzten Schultag am 31. Mai, den ersten am 1. Oktober im folgenden Schuljahr. Diesem Ansinnen wollte Vater nun doch nicht nähertreten.

Meine landwirtschaftliche Praxis erweiterte sich nach und nach altersgemäß um zusätzliche Fertigkeiten. So wurde ich zum Mähen eingeteilt, was mir am ersten Tag einen beinahe schmerzhaften Kater der Bauchmuskeln einbrachte. Leider wurde mir nie das Wetzen der Sense beigebracht. Ich entdeckte sehr spät, dass man den Wetzstein nur sanft über die Sense streichen durfte. Bis dahin hatte ich mit Kraft Sense und Wetzstein misshandelt, mit dem Ergebnis, alsbald die Schneid verloren zu haben. So musste ich durch Kraft ersetzen, was die Sense an Schneid verlor. Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen. Ich wurde, wie man so sagte, „ausgemäht", was bedeutete, von anderen Mähern überholt. Dies ging nicht immer ohne Spott ab. Besonders kritisch wurde es bei der Teufelsmahd unterhalb Rastboden – mit Recht „Hölle" genannt – oder im Schwickfeld am Oberhof. Dazu mussten wir schon um drei Uhr in der Früh mit zwei Sensen bewaffnet losgehen, und nur wer die Schneid bewahren konnte, war dem widerstandsfesten Gras gewachsen.

Nachdem das letzte Fuder Heu des Jahres in die Scheune gebracht wurde, versammelte sich am Abend das gesamte Gesinde zum „Einheiger". Es gab reichlich Bier, Brot und Käse, meistens auch Musik. Nicht immer waren alle bis zum Schluss dabei, denn insbesonders die biergestärkten Männer wollten den Abend mit dem „Fensterln"